

war er nicht, und auch für die sozialen und wirtschaftlichen Tendenzen seiner Zeit hatte er wenig Sinn. Dennoch war sein Kirchenstaat nicht so korrupt und unzeitgemäß, wie es meist dargestellt wird. Seine manchmal sich allzu freimütig äußernde Natur führte zuweilen zu Schwierigkeiten. Man wird sagen dürfen, daß Hales den kirchenpolitischen Fragenkreis gemeistert hat. Doch hat das Buch auch seine Grenze. Da die allgemeine geistige, geistliche, theologische Entwicklung der katholischen Kirche nicht oder nur in einzelnen äußeren Ergebnissen behandelt wurde, betrachtet Hales manche Auseinandersetzungen und Vorgänge allzu schnell auf Grund ihrer unmittelbaren praktischen Ursache und Wirkung. Dabei kommt es wohl hier und da zu Fehlurteilen. Wichtiger scheint es noch zu sein, daß die inneren Zusammenhänge nicht genügend aufgedeckt werden. Die Gesetze des Wachstums des in die Geschichte hineingesenkten Reiches Gottes auf der Erde, das seine natürlichen, aber auch seine übernatürlichen Kräfte hat, werden mitunter verkannt. Der Leser, der ergriffen die Schicksale Pius IX. und der Kirche verfolgt, wird erkennen, wie vieles, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschah und erörtert wurde, auch heute noch seine Bedeutung hat und auf seine Bewältigung wartet. „Wir Heutigen, die wir den Kindern und Enkeln des europäischen Liberalismus und der Revolution begegnet sind, die wir erlebt haben, wie aus Mazzini Mussolini, aus Herder Hitler und aus den ersten idealistischen Sozialisten die unerbittlichen Kommunisten wurden, können jetzt von einer erhöhten Werte aus nochmals überdenken, ob Pius IX. oder die optimistischen Anhänger eines unfehlbaren Fortschritts in den Augen der Ewigkeit recht behalten haben“ (471).

Der Anhang gibt eine Reihe von Tatsachen aus der kirchenpolitischen Tätigkeit des Papstes für Österreich, Deutschland, Frankreich, Belgien und andere Länder wieder. Die Ergebnisse der neueren Forschung sind dabei nicht berücksichtigt. Auch verbot es wohl der zugestandene Raum, die äußeren Ereignisse innerlich einzuordnen und zu begründen. H. Becher SJ

Kunst

Seeliger, Stephan: Pfingsten. Die Ausgießung des Heiligen Geistes am fünfzigsten Tage nach Ostern. (45 S. mit 33 Tafeln — davon eine in Farben — und 10 Zeichnungen im Text) Düsseldorf 1957, L. Schwann. DM 12,80.

Dieses Buch besitzt eine Reihe von Eigenheiten, die es über andere Untersuchungen dieser Art hinausheben: Zunächst fesselt

das Thema: Die Darstellung der Herabkunft des Heiligen Geistes; denn die Gestaltung dieses Motivs offenbart mehr als andere Bildthemen die Bedeutung des Künstlers und seiner Epoche. Weiterhin liegt dem Aufbau des Buches ein klassisches Schema zugrunde: Vorangestellt wird die Wandlung der Form. Es folgt die Beschreibung der sich wandelnden Inhalte. Schließlich wird die Einheit von Form und Inhalt — das „Ikon“ — das Bild als eigene Welt begriffen. Mit anderen Worten: Es wird nicht nur die Analyse, sondern auch die Synthese — und zwar mit philosophischen Grundlagen — geboten.

Die formale Untersuchung stellt einige Typen des Pfingstbildes heraus, weilt dann besonders bei den ottonischen Werken des Themas und charakterisiert wesentliche Darstellungen des Motivs in der Geschichte bis zur Gegenwart. Um die Bevorzugung der ottonischen Darstellungen durch den Verf. verständlich zu machen, sei an ein Wort H. Jantzens erinnert, der die Bildwelt dieser Zeit als eine Kunst „rein aus dem Geiste“ gekennzeichnet hat. Die Beschreibung der Bildinhalte zeigt die wechselnde Betonung der Motive: Hier steht Maria im Mittelpunkt, dort sehen wir Petrus besonders herausgehoben. Einmal bleibt das Ereignis auf den kirchlichen Raum beschränkt, dann wird sein kosmischer Charakter gestaltet. Vor allem aber ist es überaus reizvoll zu beobachten, wie die abendländische Kunst Feuer, Gold, Licht, Raum und Bewegung als Bildmittel benutzt, um das Geheimnis zu vergegenwärtigen.

Man könnte einige Einwände gegen das Werk ins Feld führen: Ein erster wäre die Frage nach der Vollständigkeit des Stoffes. Der Verfasser hat viele Werke übergangen. Weiterhin sind die Beziehungen zwischen Frömmigkeitsgeschichte und Kunst oft nur angedeutet. Schließlich steht die Spekulation über das Wesen des Bildes noch am Anfang. Durch alle diese Einschränkungen — die zum großen Teil buchtechnisch bedingt sind — hat das Werk jedoch gewonnen. Es ist selbst zum Bild der Geschichte und ihrer Kunst geworden. Der Leser wird nicht mit Material überschüttet, sondern ihm wird eine Gestalt vermittelt, die er begreifen kann. So ist das Anliegen des Vorwortes erfüllt: „Die Beziehungslosigkeit zwischen dem geistigen Bestreben und dem Mensch-Sein des Forschenden“ (die so viele moderne Arbeiten prägt) ist überwunden. Die Einheit des geistigen Lebens wird sichtbar. H. Schade SJ

Gollwitzer, Gerhard: Die Kunst als Zeichen. (160 S. und 32 Bildtafeln, dazu zahlreiche Zeichnungen im Text) München 1958, Chr. Kaiser. DM 15,80.

Als Kunstpädagoge vermag der Verf. einen

bedeutenden Beitrag zur Beantwortung moderner Fragen zu leisten, der mit Recht erkenntnistheoretische und theologische Probleme streift. In einem ersten, theoretischen Teil führt uns sein Buch in Grundfragen der bildenden Kunst ein. In einem zweiten, praktischen Teil leitet es zu eigenem Gestalten an. Der theoretische Teil ist in Briefform geschrieben. Die zahlreichen Zitate sind gut gewählt; die Sprache der Briefe von der Jugendbewegung geformt. Die Briefe beginnen mit Bildbetrachtungen und Kompositionsanalysen, deuten das Wesen der Kunst und des Künstlers und beschreiben die Gestaltungsmittel der Kunst. Der Schaffungsprozeß wird verständlich gemacht. Inhalt und Form, Farbe und Zeichnung, Irrtümer und Grundsätze des Künstlerischen werden erklärt. Schließlich werden eine Reihe von philosophischen und theologischen Fragen aufgeworfen.

Die praktischen Anleitungen geben in numerierter Abfolge Regeln des Gestaltens. Das Sammeln von Steinen, Muscheln und Blättern soll „Quellenerlebnisse“ anregen und eine neue Dingerfahrung bewirken. Aus den Dingen gewinnt man Strukturen und Texturen. Raum, Form, Farbe und die Gesetze des Schaffens werden nähergebracht. Schließlich soll die Kunst eine Veränderung der Umwelt herbeiführen.

Das Buch ist zweifellos von großem pädagogischem Wert. Die gut gewählten Bilder und die zahlreichen Zeichnungen klären und regen an. Der Verf. besitzt Gespür für das menschliche und Künstlerische. Treffend charakterisiert er die moderne Not. So fordert er mit Portmann: Eindämmung der Reizfluten, der Schwemme von Tönen, Bildern und Eindrücken aller Art; Auslese der Einflüsse zugunsten eines vertieften und volleren Erlebnisses von Farben und Gestalten. Gegen die „Roboter des Sehens“ und die „foto-schnapschießenden Omnibusreisenden“ stellt G. das vertiefte Schauen der Gestalt. Er warnt vor dem intellektuellen Betrieb der Schule, vor einer einseitigen Vermittlung von „Begriffskonserven“. Jedoch übersieht er, daß die Waldorfschule auch keine endgültige Lösung der Probleme bringt.

Wenn der Verfasser allerdings das Bildverbot des Dekalogs durch die Forderung ersetzen möchte: „Du sollst dir keinen Begriff machen“, so vereinfacht er die theologische Diskussion in unzulässiger Weise. Solche Affektäußerungen gefährden sein berechtigtes Anliegen einer Bildtheologie; denn sie sind falsch. Dazu sind Wortbildungen wie „Theo-Begriffslogia“ und „Theo-Bildlogia“ wenig geeignet das Lebendige, Schöpferische und Menschliche, das der Verf. für die bildende Kunst fordert, in der Sprache zum Ausdruck zu bringen. Der Aufsatz Gollwitzers, „Kunst als Zeichen“ (in „Zeitwende“, Hamburg, April 1958) besitzt

dagegen eine größere Sachlichkeit als viele rhetorische Übertreibungen des Buches.

Dafür bietet das Buch, das der Kaiser-Verlag glänzend ausgestattet hat, eine Fülle von Anregungen und ist trotz dieser einschränkenden Hinweise und theologischen Vorbehalte, die der reife Leser und Pädagoge ohnehin selbständig vollziehen wird, als kunstpädagogisches Werk durchaus zu empfehlen.

H. Schade SJ

Otto, Walter: Die karolingische Bilderwelt. (88 S. mit 51 Tafeln) München 1957, Max Hueber. DM 7,50.

Die Wissenschaft hat über das Wesen der karolingischen Kunst viel zutage gefördert. Namentlich die Werke des Altmeisters der Forschung, W. Köhlers, wären zu erwähnen. Der Verf. möchte jedoch — auf der Forschung aufbauend — ein Bild von der Kunst der Zeit entwerfen und sie als „erste bedeutsame abendländische Kunstepoche“ kennzeichnen. Kunst und Religion, Bild und Gesellschaftsordnung werden als Einheit begriffen und diese geistige Welt dem Leser vermittelt.

Was ältere Arbeiten als karolingischen Eklektizismus bezeichnen, lehnt Otto mit Recht als unzureichend ab. Im Gegensatz zur Spätantike und Byzanz soll der unverwechselbar abendländische Charakter dieser Kunst aufgezeigt werden. Die Beziehungen zwischen Menschenbild und Bildorganismus werden sichtbar. Die Bildzusammensetzung wird als eigener Erkenntnisvorgang aufgefaßt. Die Eigenart des karolingischen Gottesbildes wird aus dem besonderen Weltverständnis der Epoche gedeutet. Vorstufen, Hochblüte und Spätphasen werden unterschieden und eine Reihe von fruchtbaren Fragen gestellt.

Jedoch hat man den Eindruck, als sprengte die Fülle der Gedanken und des Materials den Rahmen des Büchleins. Die Sprache wird gedrängt und überfordert. Mit zu viel Inhalt scheint mancher Begriff befrachtet. So beeinträchtigt der Autor einen Teil seiner glänzenden Ergebnisse durch den Ausdruck. Der Begriff „Geschehensraum“, der den Bezug zwischen Handlung und Raumbildung trifft, charakterisiert tatsächlich weithin das Wesen dieser Malerei. Diesen Raum zugleich als konzentrisch und exzentrisch kennzeichnen zu wollen führt in eine mißverständliche Dialektik. Sehr gut ist die Bedeutung der Sinne (des Hörens, Sehens und Tastens) in der karolingischen Kunst beschrieben. Doch dürfte Otto kaum recht haben, wenn er die sachlichen Zusammenhänge zwischen der Schule von Tours und dem Mailänder Goldaltar in personale Beziehungen verdichtet. Wolvini — der Meister des Goldaltars — und der Maler der Viviansbibel von Tours sind wohl kaum identisch.

H. Schade SJ